

niedergeschmettert hat. Auf dem Schreibtisch liegt ein blaues Band. Ah, das ist das Band, das sie in ihr Haar zu schlingen pflegte. Lieblosend läßt der Pfarrer die Hand darüber gleiten. So ist sie denn noch kurz, bevor sie sich aus dem Hause entfernt hat, in seinem Studirzimmer gewesen. Sieht das nicht beinahe wie ein Abschied aus!

Zäh fährt der Pfarrer empor. Das Gespräch schießt ihm durch den Kopf, daß er mit seiner Richte gehabt, als er ihr erklärte, daß sie mündig sei und daß ihr Geld in der Lade hier liege. Und hatte er ihr nicht auch angedeutet, daß man über eine Liebhaft allerhand munkelte, was er nicht glaube? Wie, wenn das Kind — Helene war immer eine etwas eigentümliche Natur — und seit dem Abend, da er mit ihr so gesprochen, war sie wie im Traume umhergegangen, — wie wenn sie — Selbstmord!

Dem Pfarrer läuft es kalt über den Rücken. „Herr Gott im Himmel, nur das nicht,“ flüchelt er.

Mechanisch läßt er das blaue Band durch seine Finger gleiten, mechanisch greift seine Hand nach der Schublade, in der das Geld, ihr Geld, aufbewahrt ist. Er weiß selbst nicht, was er thut, seine Gedanken schweifen weit ab. Seine Hand aber, die ist es gewöhnt, langsam und kräftig an dem Knopfe des kleinen Behältnisses, in dem das Geld liegt, zu ziehen. Heute bedarf es seiner Kraft, im Nu fliegt die Schublade auf den Schreibtisch. Sie ist leer.

Starr heften sich des Pfarrers Augen auf das leere Behältniß, auf das Band in seinen Fingern, aschfarben wird sein Angesicht, als der furchtbare Gedanke immer klarere und klarere Gestalt annimmt.

„Entflohen! O der Schmach!“

Er läßt es wie ein Trunkener, schwer stützt er das Haupt in die Hände. So sitzt er lange da, allein mit sich und seinen Gedanken. Ab und zu ringt sich ein Stöhnen aus seiner Brust, dann ist alles wieder still.

„Aber warum? Und warum grad jetzt? Und zu wem? Mit wem?“

Der Pfarrer ist aufgesprungen, und als gellenden Schrei hat er die letzten Worte ausgestoßen. Ein abschließendes, gräßliches Bild ist vor seine Augen getreten, er weiß es selbst nicht, wie es gekommen. Er hat Helene im Arme des Mannes gesehen, den sie da unten in der Grube stundenlang gesucht haben, des Mannes, dessen Tod seine Frau schmerzlich beweint und der kleine Knabe, der das Wort „Vater“ kaum zu lassen versteht. Der Mann muß ja todt sein, — es wäre gar zu entsetzlich, wenn das Unmögliche, das im Fluge vor seine Augen getreten, möglich sein sollte. Es kann nicht wahr sein, — denn solcher Schurkerei ist kein Mensch fähig.

Der Pfarrer weiß nicht, wessen die Liebe fähig ist, jene Liebe, die in ihrer Raserei alles Göttliche in der Menschenbrust vernichtet.

Wenn es wahr wäre! Dem Pfarrer ist es, als ob er ein Verbrechen begangen, als ob er nicht mehr offenen Auges über die Straße gehen könnte. Er empfindet es einen Augenblick als eine Wohlthat, daß er, sich seines Verbrechens erinnernd, wieder hinaus muß, um nach den Verwundeten zu sehen, um erste, nothdürftige Ordnung in das plötzlich eingetretene Chaos zu bringen.

Unermüdet ist der Pfarrer, von Krankenbett zu Krankenbett schreitet er, Trost und Hoffnung spendend, ohne Ermatten überall.

O ihr einfachen Vergleiche von Hermannshausen, die ihr voll Bewunderung auf euren Pfarrer schaut, der mit Leib und Seele zu euch gehört — groß ist das Leid dieses Mannes, das sagt auch ihr euch selbst, aber größer, viel größer ist es, als ihr ahnen könnt und auszuweisen vermöget.

Der zweite Weihnachtstag. Die Kirche von Hermannshausen ist ein geräumiges Gebäude. Die Leute im Orte sind nicht allzu fleißige Kirchgänger, sie kommen, wenn sie können. Und mit diesem „können“ haben sie es niemals sonderlich genau genommen. Der Pfarrer aber treibt die Leute nicht in die Kirche; wer kommt, ist ihm willkommen und wer gar zu oft fehlt, erhält wohl gelegentlich eine kleine Aufmunterung nach des Pfarrers Art und dann stellt er sich gewiß ein, aber damit ist auch genug. Wenn es nicht Bedürfnis ist, Gottes Wort zu hören, der mag draußen bleiben; einmal kommt für jeden die Zeit, wo ihn das Gewissen treibt. So denkt der Pfarrer und so kommt es, daß es bisher in der Kirche noch niemals an Raum für die Andächtigen gemangelt hat.

Heute aber ist das Gotteshaus überfüllt, jedes Plätzchen ist besetzt, bis an die Thüren der Kirche drängen sich die Leute. Es ist fast Niemand zu Hause geblieben, fast alle Bewohner von Hermannshausen sind erschienen.

Der Pfarrer betritt die Kanzel. Die Leute in Hermannshausen haben ihrem Seelsorger von jeher gern zugehört und, was mehr werth, sie wußten, wenn sie aus der Kirche kamen, was der Pfarrer gesagt hatte, der so einfach und klar gesprochen, daß ihn der geringste Knappe wohl verstehen konnte. Todtenstille tritt ein, als der Pfarrer die Kanzel besteigt.

„Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, gelobt sei sein Name!“

Der Pfarrer will heute trösten, auftrichten, soweit es möglich ist; heute gilt es nicht, die Andächtigen zu ermahnen, heute gilt es, die Verbitterten, die mit ihrem Gotte Haberdien zu Gott zurückzuführen. Heute klingt des Pfarrers Stimme nicht so volltönend, wie sonst,

denn auch auf ihm lastet das Unglück, das Unglück aller und sein eigenes, das größer, als die Leute meinen.

Heute klingt des Pfarrers Stimme gepreßt und verschleiert; auch er ist nur ein Mensch und steht auch unter dem Banne des Ereignisses.

Der Pfarrer spricht von der Junendlichen, nimmer versiegenden Gottesliebe, die gewaltiger und allumfassender, als die der Menschen und die Erdenliebe. Er weist auf das Weihnachtsfest hin und seine Bedeutung und ermahnt die jagenden Menschen, nicht an ihrem Schöpfer zu verzweifeln. Nicht alle Weihnachtsfeste könnten froh und heiter sein und sei auch das diesmalige eine schwere Prüfung für Hermannshausen, so mögen die armen Betroffenen doch nicht vergessen, daß auch wieder die Zeit schönerer, freundlicher und heller Weihnachtsfeiern komme. Und nun beginnt der Pfarrer, von den armen Verunglückten zu reden, wie sie mitten in ihrem Berufe, mitten in ihrer schweren und gefährlichen Thätigkeit abgerufen worden, wie sie den Ehrentod gestorben, dem Soldat auf dem Schlachtfelde gleich.

Und nun begiebt sich etwas merkwürdiges, absonderliches, unerhörtes, etwas, das lange, lange Jahre noch von den Hermannshausener Bewohnern von Mund zu Mund getragener ward und mit einem gewissen Stolz erzählt wurde.

Der Pfarrer war ein ganzer Mann. Er hatte nicht gejammert und nicht geklagt vom ersten Augenblicke an, da sich das Unglück ereignet hatte. Er hatte geholfen, mit der ihm eigenen Energie geholfen. Er hatte auch nicht die Zeit gehabt, zu klagen; denn er war überall, wo es Noth that und er mußte überall sein. Bis zu diesem Augenblicke, da er die Kanzel betrat, war von diesem Manne die Erregung, der Schmerz über das Unglück in seiner Brust mit eiserner Willenskraft niedergehalten worden. Graubarigen Männern, die doch auch so mancherlei erlebt hatten, waren da unten in der Grube, als sie das trostlose Bild der Verwüstung sahen, die Thränen in den Bart geflossen; der Pfarrer hatte gebebt und auch in seinem Innern hatte der Schmerz gewüthet, aber er hatte seine Ruhe behauptet und kaum mit der Wimper geuckt. Jetzt aber auf der Kanzel, als er daran geht, die Leute zu trösten, jetzt, wo sein Blick auf die Gemeinde fällt, in der so viele, viele fehlen, die nimmer wiederkehren, da zeigt es sich erst recht, wie innig dieser Mann mit den Hermannshausenern verwachsen. Jetzt bricht die lang verhaltene Bewegung hervor, es schnürt ihm den Hals zusammen zum Ersticken, keines Wortes mehr mächtig, vermag er nur noch mit der Hand zu winken und in einem Tone, aus dem die Thränen hervorschimern, kaum hörbar, zu sagen:

„Ein andermal, meine Lieben.“

So sind die Hermannshausener am zweiten Weihnachtstage um ihre Predigt gekommen, aber mit nahezu abgöttischer Verehrung blickten die Leute zu ihrem Pfarrer empor.

Genug der Bilder des Elendes und des Jammers. Die Beerdigung der unglücklichen Opfer ist vorüber. Sie sind vereint geblieben, wie sie gemeinsam der Tod vereint hat. Wieder sind die Thränen gar reichlich geflossen und nachdem den Todten die letzte Ehre erwiesen, sind die Ueberlebenden in ihr Heim zurückgekehrt.

Der alte Painer sitzt in seinem einfachen Zimmerchen, das er als Abmiether bewohnt. Er hat nicht Weib und nicht Kind und das mag wohl der Grund sein, daß er mit solcher Liebe an „seiner“ Grube hängt. Das ist er aber erst seit der Katastrophe gewahr geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Straßburg vor 30 Jahren und heute. Unter der Ueberschrift „Ein schönes Reich“ bringt der „Schwäb. Merkur“ einen Artikel, dessen Verfasser den Eindruck schildert, den er vor 30 Jahren als Jüngling in Begleitung einer Schaar von Schülgenossen bei einem Besuch in Straßburg empfing, und stellt dem die Eindrücke eines Besuches in neuester Zeit gegenüber. Beim Eintritt in die Citadelle sah er die französischen Soldaten exerciren. „Im Münster wollte uns ein Herr französisch zurechtweisen, und als wir treuherrig erwiderten: Entschuldigen Sie, wir verstehen nicht französisch, wurden wir angeschauet: Nous sommes ici en France! Auf dem Rückweg gegen den Rhein verfolgte eine Abtheilung französischer Trommler mit uns den gleichen Weg. Einzelne von uns suchten in jugendlicher Zutraulichkeit eine Unterredung anzuknüpfen. Da fragte einer der Tambours in gebrochenem Deutsch: Wo will Sie denn hin? Und auf die humoristische Antwort eines meiner Kameraden: Ins Deutsche Reich! fügte die Rothhose lachend hinzu: Das ist mir ein schönes Reich! Er hat damals Recht gehabt, so sehr, daß wir ihm seine verächtliche Bemerkung über unser Vaterland in keiner Weise übel genommen haben. Wir waren ja ausgewachsen und groß geworden in einer Lust, wo sich's von selbst verstand, daß Niemand Respekt habe vor dem Deutschen Reich. Um so erhebender war es für mich im verfloßenen September, der Kaiserlichen Peerschau auf dem Volzgon bei Straßburg anzuwohnen und im Blick auf die herrlichen deutschen Regimenter, die den weiten Raum füllten und nachher die Straßen der Stadt durchzogen, die Brust schwellen zu fühlen von der Zuversicht: dies Heer ist ein guter eiserner Riegel, vorgehoben der alten Eroberungssucht der westlichen Nach-

barn, und gründlich ist Baubans Inschrift auf dem Straßburger Festungsthor: „Germanis Gallia clausa“ nach zwei Jahrhunderten ins Gegentheil gewandelt. Jetzt ist das Deutsche Reich ein schönes Reich. Welch' wunderbare Wendung durch Gottes Fügung!“

— Ueber ein seltsames Manöver, das im Frühjahr 1821 zu Potsdam stattgefunden, weiß der „Bär“ in seiner jüngsten Nummer Folgendes zu erzählen: „Vom Kaiser Nicolaus I. von Rußland, damals noch Großfürst und in Berlin weilend, ward nämlich der Vorschlag gemacht, die Offiziere einmal allein, ohne Mannschaften, den Felddienst praktisch üben zu lassen. König Friedrich Wilhelm III. ging darauf ein und zu einem Nachmittage, wo der gewöhnliche Dienst vorüber, wurden alle nicht dienstlich beschäftigten Offiziere der Berliner Garnison von jeder Waffengattung nach Potsdam commandirt und in zwei Theile getheilt, von denen zum Unterschiede der eine Helme, der andere Mützen erhielt. Die Stabsoffiziere fungirten als Unteroffiziere und die Subalternoffiziere wurden als Gemeine in 2 Gliedern, der Größe nach, rangirt. Unter ihnen befanden sich die Prinzen des preussischen Königshauses, der Großfürst Nicolaus und der Prinz von Hessen. Die eine Partei, welche Mützen trug, commandirte der General v. Wipleben; Zugführer des ersten Zuges war der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., des zweiten unser jetziger Kaiser, Prinz Georg von Hessen Flügelunteroffizier und Capitän v. Müllendorf Flügelmann. Bei der anderen Abtheilung in Czalos war der General v. Bloch Commandeur und der Großfürst Nicolaus Flügelmann. Dieser hatte seiner sonstigen Ausrüstung noch einen selbstmäßig gepackten Tornister beigelegt, in welchem sich eine Portion Reis zum Kochen befand. Die eigenthümliche Truppe defilirte beim Könige und begann dann ihre Manöver: Großfürst Nicolaus stand als Posten an der Brücke über den Solmer Damm. Gegen Abend besuchten die Prinzessinnen die gegenseitige Aufstellung und passirten auch diese Brücke, über welche sie der Großfürst unbefelligt fahren ließ. Als jedoch ein Rückenwagen folgte und sich gleichfalls in das feindliche Lager begeben wollte, hielt er denselben an und ließ ihn nicht von der Stelle, machte sich ein Feuer an, lockte sich seine Portion Reis und verzehrte sie mit gutem Appetite. Erst nach Beendigung des Manövers erhielten die Prinzessinnen ihren Furgon wieder. Als Anzeichen werden bei dem Füsilier-Bataillon des 1. Garde-Regiments z. F., von welchem die Waffen zum Manöver entlehnt waren, noch heute der Tornister, das Gewehr und der Czalo, die der Großfürst als preussischer Flügelmann getragen, aufbewahrt.“

— Neapel. Der neapolitanische Gerichtsstandal betreffs des Advokaten Manfredi nimmt immer größere Dimensionen an. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß derselbe zum Schaden englischer Banken eine ganze Kollektion von Wechselschulden verübt hat, bevor er auf dem Toledo als Taschendieb abgefaßt wurde.

— Düsseldorf. Dieser Tage kam hier eine junge Schweizerin an, welche ihren Bräutigam auf der Reise verloren hat. Der Bräutigam soll ein Redakteur sein, mit dem sie seit vier Jahren Bekanntschaft hatte. Er hat sie jetzt in ihrer Heimath besucht und wollte sie nach Hamburg mitnehmen, um sie dort zu heirathen. Auf der Reise dahin hatte er seinen Regenschirm im Wartesaal stehen lassen, den sie auf sein Geheiß holte. Währenddem setzte der Zug sich in Bewegung; der Bräutigam fuhr mit dem Gelbe und dem Gepäck der Braut davon, warf ihr aber das für die Fahrt nach Düsseldorf geladene Billet aus dem Wagen. Die Verlassene suchte in Düsseldorf ihren Bräutigam, hat ihn aber nicht gefunden, und da sie ganz ohne Geld war, wurde sie von der Polizei einstweilen untergebracht, bis sie aus ihrer Heimath Geld erhält.

— Die chinesische Mauer, etwa dreihundert Jahre vor Chr. errichtet, ist das ungeheuerste Bollwerk der Welt. Etwa 300 Meilen lang führt sie über die höchsten Berggipfel, durch die tiefsten Thäler und vermittelt Bogengewölben über Flüsse, an wichtigen Pässen oft in dreifacher Linie und ist von dreihundert Fuß durch besondere Wachtthürme verstärkt. Einer der höchsten Berggipfel, über den die Mauer weggeht, ist 5225 Fuß hoch. Die Mauer selbst ist 25 Fuß hoch und an der Grundfläche ebenso dick. Sie besteht aus einem Erdwall, der 11 Fuß dick, 20 Fuß hoch, oben mit Fliesen gedeckt und mit Backsteinen bekleidet ist. Der Unterbau der Mauer besteht aus Granit. Ueber der Plattform haben die beiden Bollmauern nur 2 3" Dicke. Hier läuft ein Vorsprung von Steinen längs der Mauer hin und bezeichnet den Anfang der Brustwehr, die 5' hoch ist und von 7 zu 7 Fuß Schießarten hat. Die Thürme sind kegelförmige Massen, 12 bis 53' höher als die Mauer. Der Mathematiker Boarow hat berechnet, daß, wenn man die Summe aller Häuser Englands auf 1,800,000 Stück annahm und zwar per Haus 5000 Kubikfuß Mauerwerk rechnet, die Summe dieses Mauerwerks nicht so viel betrage, als das dieses ungeheuren Bollwerks gegen die Tataren. Die Masse der Mauer und der Erdwand aber reichen aus, eine dünne Mauer um den ganzen Erdball zu ziehen.